

Was berichtet Antonia Kunik über die Arbeit in der Jutefabrik?

„...Alle Erwachsenen haben in der Jutefabrik gearbeitet. Wir bekamen für unsere Arbeit keinen Lohn....“ (A.K.)

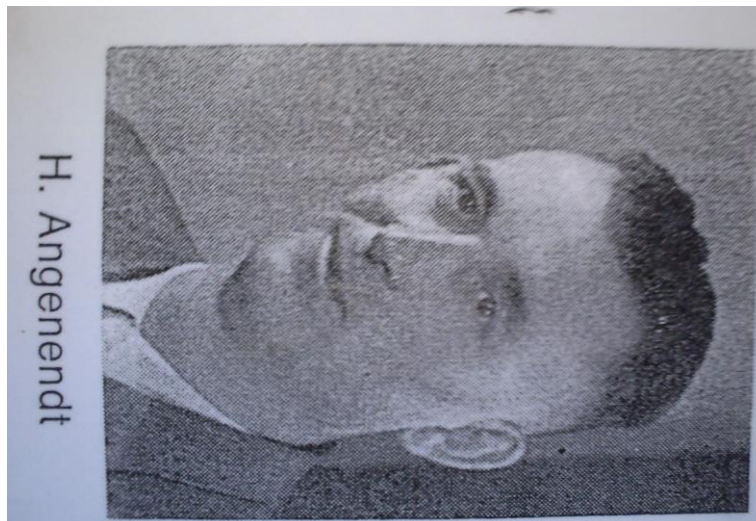
Nach 1943 gab es allerdings einen geringen Lohn für die Zwangsarbeiter*innen aus dem Osten, die aber meist durch die „Ostarbeiter-Abgabe“ wieder „aufgefressen“ wurde.

„...Meine Mutter hat Jutesäcke und Strohsäcke zusammengenäht. Ich habe eine Webmaschine bedient. Mein 12-jähriger Bruder hat die leeren Spulen ausgewechselt...“ (A.K.)

Eine Arbeit für Kinder in der Jutefabrik war z.B. das Austauschen der Klötze an den Maschinen, die durch Eisenbänder befestigt waren. Die Kinderarbeit brachte oft auch zusätzliche Essensgutscheine für die Familie (auch wenn der Lagerleiter in Ahaus sie ihnen oft vorenthielt).

„...In der Zeit, wo die Frauen gearbeitet haben, blieben die kleinen Kinder unbeaufsichtigt. Mein 4-jähriger Sohn betreute die 4 Monate alte Tochter. Die Arbeitszeit betrug täglich 10 Stunden. In dieser Zeit durfte ich einmal für eine halbe Stunde den Arbeitsplatz verlassen, um die kleine Tochter zu stillen...“ (A.K.)

Ermöglicht hat ihr das der Meister Angenendt, über den Antonia Kunik als einzigen



in der Jutefabrik lobende Worte findet.

Wie war die Versorgung mit Lebensmitteln?

„...Zum Essen haben wir täglich 1 Brot für 5 Personen, 20 Gramm Margarine und 20 Gramm Marmelade pro Person bekommen. Mittags bekamen wir abwechselnd Steckrüben- oder Krautsuppe...“ (A.K.)

Die Jutefabrik hatte Steckrüben-Äcker an der Heeker Landstraße, auf denen ZwangsarbeiterInnen und AEL-Insassinnen auch öfter arbeiten mussten.

„...Das Kraut (für die Krautsuppe) wuchs vor den Baracken und wurde täglich mit Fäkalien aus der Lagertoilette begossen. Die Arbeit mussten Gefangene aus einem anderen Lager verrichten. Das waren deutsche und holländische politische Gefangene (also wahrscheinlich AEL-Insassinnen). Sie wurden noch schlechter behandelt als wir. Ich war selbst Zeugin, wie eine Gefangene vor Hunger und Erschöpfung starb. (Unklar, wen sie hier meint.) Gekleidet waren sie in dunkle Uniformen mit rotem oder grünem Streifen auf dem Rücken. Auf den bloßen Füßen trugen sie Holzklumpen. Unsere Lebensmittelportionen waren so klein, dass wir vielleicht nicht hätten überleben können, aber ich möchte hier unterstreichen, dass wir durch die Hilfe, die wir von Bewohnern der Stadt Ahaus bekommen haben, überleben konnten. Sie gaben uns Brot. Wir holten es uns sonntags, weil dann die Bewachung des Lagers nicht so streng war, Hinter der Baracke hatten wir einen Tunnel ausgegraben, wo wir sonntags zu den Bewohnern gingen und um Brot baten. Es war keine Familie dabei, die uns die Bitte abgeschlagen hätte. Das, was wir bekamen, musste für die ganze kommende Woche ausreichen...“ (A.K.)

In vielen Zwangsarbeiterlagern gab es neben Krautsuppe das sog. „Russenbrot“ aus Roggenschrot, Rübenschnitzeln, Strohmehl und Laub, das oft zu Magen- und Darmerkrankungen führte.

In Ahaus wurden öfter Brot und Essensreste von einigen Nachbarn an den Zaun zur Straße gelegt, so dass die AEL- oder Lager-Berta-Insass*innen sie auf ihren Märschen zur oder von der Arbeit heimlich mitnehmen konnten.

An freien Tagen bastelten in vielen Lagern vor allem die Zwangsarbeiter*innen aus der Sowjetunion Kästchen aus Stroh, kleine Pfeifen, Papier-Schmetterlinge oder -Flugzeuge, sogar ganze Schachspiele, die sie teils unter Lebensgefahr (wegen des Kontaktverbots) gegen Lebensmittel der Einheimischen tauschten.



164: An freien Tagen bastelten die Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter häufig z.B. Kästchen aus Stroh, unter anderem für den Tausch gegen Lebensmittel.



165: In manchen Familien sind diese handwerklichen Arbeiten erhalten geblieben. Schachspiel. Geschenk eines polnischen Zwangsarbeiters, der in einer Grevenener Tischlerei arbeitete, für eine Familie, die ihm Nahrungsmittel gab.

Was geschah, wenn Pol*innen und „Ostarbeiter*innen“ gegen das Kontaktverbot verstießen?

Jeder Kontakt mit Deutschen war den Pol*innen und „Ostarbeiter*innen“ verboten. Wer massiv gegen die Kontakt-Verbote verstieß, wurde geprügelt und/oder in ein KZ eingewiesen.

Bei Liebschaften und sexuellen Kontakten wurde bei männlichen Zwangsarbeitern meist sofort die Todesstrafe verhängt. So wurden z.B. zwei Polen ein angebliches Verhältnis zu deutschen Mädchen in Asbeck nachgesagt. Am 28. August 1942 wurden die beiden Polen Josef Goryl (25 J.) und Florian Spionska (27 J.) nach Denunziationen von Asbecker Bürgern wegen angeblicher „Rassenschande“ mit Asbecker jugendlichen Mädchen im Asbecker Brook an einem transportablen Galgen der Münsteraner Gestapo gehängt. Maria K., eines der Mädchen, kam ins Mädchen-KZ Uckermark bei Ravensbrück. Sie musste auch nach dem Krieg üble Nachreden in Asbeck erleben, konnte dort nicht mehr heimisch werden und war bis zu ihrem Tode vor ein paar Jahren in Herne verbittert ob der fehlenden bzw. mangelhaften Aufklärung der damaligen Denunziationen und der „Kultur“ des Schweigens und Verschweigens in Asbeck.

Auch in Stadtlohn wurde ein Zwangsarbeiter hingerichtet, nachdem er die Vaterschaft zum Kind einer Deutschen zugab.

Wie sah die „Kleidung“ der Zwangsarbeiter*innen aus?

Da die polnischen und russischen Zwangsarbeiter*innen bei ihrer Ankunft in Ahaus nur die Kleidung besaßen, die sie auf dem Leib trugen, mussten zwei Frauen aus der Jutespinnerei einfache Kleidungsstücke für sie nähen. Einige Arbeiterinnen aus Ahaus brachten ihnen auch heimlich Kleidung von zu Hause mit. Mit Hilfe einer Nähmaschine, die eine russische Ärztin mit ins Lager bringen konnte, nähte Antonia Kunik für sich und andere Lagerinsassinnen die Kleidung nach der schweren Fabrikarbeit am Abend vor allem für die Kinder und Jugendlichen um.

Gab es trotz allem „gesellige“ Veranstaltungen im „Lager Berta“?

Am 24. Dezember 1944 fand in der Jutespinnerei eine Weihnachtsfeier statt, an der auch polnische und sowjetrussische Zwangsarbeiter*innen teilnehmen durften.

Antonia Kunik erinnert sich: „... *Wir wurden in einen großen Saal gebracht. Der Doktor van Delden hielt eine Rede ... Dann sangen wir 'Stille Nacht – heilige Nacht', zuerst in Deutsch und dann in Polnisch. Zum Abschluss gab es für jeden von uns ein Brot und ein Stück Kuchen....*“ Natürlich war das viel zu wenig, um den Hunger im „Lager Berta“ auch nach Weihnachten zu stillen.

Gab es Gottesdienste für die katholischen Pol*innen?

Einmal im Monat wurde den polnischen Frauen und Kindern der Besuch eines Gottesdienstes gestattet – und zwar in der Kapelle des Marienhospitals in Ahaus. Ansonsten war laut Polenerlass jeder Ausgang und jedes Spazierengehen in Ahaus strengstens verboten.

Wie sah es mit der Gesundheit und medizinischen Versorgung aus? Starben polnische und sowjetische Zwangsarbeiter*innen in Ahaus?

In der Jutefabrik gab es eine Entlausungsstation für „Ostarbeiter*innen“, die aber eher zum Schutz der Deutschen vor Fleckfieber diente, die bei den Zwangsarbeiter*innen oft auszubrechen drohte.

Die medizinische Versorgung der Zwangsarbeiter*innen im „Lager Berta“ war ansonsten völlig unzureichend. Die von einer russischen Ärztin angeforderten Schwestern des Roten Kreuzes mussten mehrmals das Lager verlassen, ohne den Kranken helfen zu können. Ihnen wurde der Transport ins Krankenhaus verboten. Medikamente konnten nur illegal ins Lager gebracht werden.

Bereits leichte Erkrankungen konnten lebensgefährlich enden. Besonders Kinder und ältere Menschen litten im Winter 1944 an den Folgen von Unterernährung, schwerer körperlicher Arbeit und Kälte.

Die beiden polnischen Zwillinge Maria und Irene Hajduk starben Ende November 1944 - sechs Tage nach ihrer Geburt - an den Folgen einer Gelbsucht. Die 13-jährige Czestania Kunik überlebte schon die Anfänge einer Hirnhautentzündung nicht.



Grabplatten für Maria Hajduk (6 Tage alt) und Czestania Kunik (13 Jahre alt)
auf dem Alten Friedhof in Ahaus

Was geschah beim Tod von Antonias Mutter Eva Kafka?

„...In der Zeit in Ahaus erkrankte meine Mutter (Eva Kafka). Doch im Krankenhaus gab es nicht die richtigen Medikamente und sie musste sterben. Im Krankenhaus durfte ich sie nicht besuchen. Der Beisetzung durfte nur ich selbst und mein Bruder beiwohnen. Als Sarg diente ein in der Fabrik hergestellter Sack. Meine Erschütterung war in diesem Augenblick so groß, dass ich das Bewusstsein verlor. Ich blieb alleine mit meinem Bruder und meinen kleinen Kindern...“ (A.K.)

Die Mutter von Antonia Kunik, Eva Kafka, starb am 2. Januar 1945 im Alter von 51 Jahren an Herzmuskelschwäche (vgl. Sterbeurkunde unten).

Thaus, den 4. Januar 1945.
Die Russin Eva Kafka, Arbeiterin
wohnhaft in Thaus, Hermann-Goring-Strasse, Lager, Porta
ist am 2. Januar 1945 um 1 Uhr 1 Minuten
in Thaus im Frauenhospital verstorben.
Die Verstorbene war geboren am 51 Jahre alt
in _____
(Standesamt _____)
Vater: _____
Mutter: _____
Die Verstorbene war - nicht - verheiratet _____
Eingetragen auf mündliche - schriftliche - Anzeige des Forstleiters
des Frauenhospital in Thaus
Anzeigende _____
Vorgelesen, genehmigt und _____ unterschrieben
Der Standesbeamte
zu Fertigung: _____
Todesursache: Herz- und Lungenmuskelschwäche
Eheschließung der Verstorbenen am _____ in _____
(Standesamt _____ Nr. _____)

Als Antonia Kunik ihre beiden Kinder mit zur Beerdigung nehmen wollte, wurde es ihr von der Lagerleiterin (Sophie Wiedecke?) verboten. Der vierjährige Marian war darüber so wütend, dass er der Frau in die Hand biss. Die Lagerleiterin schlug erbarmungslos auf das kleine abgemagerte Kind ein.

Auch die Bitte von Antonia Kunik, ihre Mutter in einem Holzsarg beerdigen zu können, wurde von der Lagerleitung abgelehnt. Eva Kafka wurde in einem Jutesack beerdigt.



Grabplatte von Eva Kafka auf dem Alten Friedhof in Ahaus

Was geschah, wenn eine Zwangsarbeiterin schwanger wurde?

Wurde eine polnische oder russische Zwangsarbeiterin schwanger, wurde sie meist in das Entbildungs- und (Zwangs-)Abtreibungslager Waltrop gebracht, über das die Historikerin Gisela Schwarze geforscht hat. Dort herrschten fürchterliche Bedingungen. Jedes vierte Neugeborene starb bei oder kurz nach der Geburt – 95% starben im ersten Lebensjahr und wurden meist im „Sarglager“ im angrenzenden Wald beerdigt. Wer in Waltrop eine Zwangsabtreibung erfuhr, musste meist schon nach zwei bis drei Tagen zurück zum Arbeitgeber.

Drei Zwangsarbeiterinnen aus Ahaus waren im Lager Waltrop. Andere, wie die Zwillinge Maria und Irene Hajduk sowie Johanna Moskowecz, deren Eltern im Lager Vöcking in Wüllen untergebracht waren, wurden dagegen in den letzten drei Kriegsmonaten im Ahauser Marienhospital geboren.

Wie litten die Zwangsarbeiter*innen unter den Luftangriffen der Alliierten?

Die Bombardierungen der Alliierten dienten eigentlich der Befreiung, wurden für viele Zwangsarbeiter*innen aber zur tödlichen Falle.

„...Der Kampf ums Überleben wurde noch härter. Während eines Bombenangriffs wurde unsere Baracke völlig zerstört. Die einzige Schutzmöglichkeit boten dabei die Pritschen - man kroch darunter. Es gab sehr viele Tote, die man auf dem alten Friedhof in Ahaus begrub...“ (A. K.)

Weil das Lager Berta direkt auf dem Gelände eines kriegswichtigen Betriebs lag – und dann auch noch in der Nähe des Bahnhofs -, war die Gefahr, durch Bombardierungen umzukommen, bei den Zwangsarbeiter*innen größer als bei den Ahauser Bürgern, die Schutz suchen konnten. Zwangsarbeiter*innen durften nicht in

die Luftschutzkeller oder -bunker, waren den Bomben ungeschützt ausgesetzt. Die von ihnen meist selbst ausgehobenen mannshohen, mit Holzbrettern zugedeckten „Splittergräben“ boten kaum Schutz.

Am 2. Juli 1943 hatte der Landrat Sümmermann für den Kreis Ahaus verfügt, dass Pol*innen und „Ostarbeiter*innen“ der Zutritt zu Luftschutzkellern verboten sei.

Der holländische Zwangsarbeiter Walter Wevers, der sich wie auch andere niederländische und flämische Zwangsarbeiter*innen in Unterstände und Luftschutzkeller flüchten durfte, erinnert sich an die schweren Bombenangriffe auf das Jutefabrikgelände vom 11. März 1945, bei denen 250 Sprengbomben vor allem auf den Ahauser Bahnhof und die Umgebung niedergingen und die 115 Tote, darunter 70 Soldaten eines Militärtransportes, 34 Ahauser und 11 „Ausländer“, hinterließen: *„Eine russische Familie war da, ein alter Mann. Den hab' ich unter dem Schutt weggeholt. Und ein junger Mann, der lebte noch. Ein Mädchen lag tot in den schrägen Dächern (der Weberei). Eine Frau lag in den Wellblechhütten ... Dann sind wir nach oben geklettert, sind über das Dach gelaufen – und da lag die eine da: Sie hatte einen Stein mitten im Kopf, der Kopf war gespalten. Sie war vielleicht 25 Jahre alt. Und den anderen (Zwangsarbeitern), denen sind durch den Luftdruck die Lungen geplatzt. Die lagen in einem Luftschutzgraben auf dem Gelände“.*

Vier Tage später werden die toten Zwangsarbeiter*innen zusammen mit den getöteten Deutschen in einem Sammelgrab auf dem Ahauser Friedhof beerdigt, nachdem man sie kurzzeitig in der Gaststätte Burlage (Bahnhofstraße) aufgebahrt hatte. Die Schwerverletzten wurden auf Bollerwagen über die zerstörte Bahnhofstraße (damals: Adolf-Hitler-Straße) zum Krankenhaus gebracht.



Auf der Kriegsopfer-Tafel am Rathaus und auf dem alten Ahauser Friedhof (vgl. Foto oben) sind sie mit Namen erwähnt und deshalb in Ahaus nicht völlig vergessen. In den Aufzeichnungen des damaligen Ahauser Bürgermeisters Ridder nach dem

Zweiten Weltkrieg bleiben die getöteten Zwangsarbeiter allerdings unerwähnt.

Bei einem Luftangriff am 29. Januar 1945 kommen Stanislaus und Stefanie Hajduk (26 und 24 Jahre alt) - die Eltern der im Lager geborenen und sechs Tage später gestorbenen Zwillinge - ums Leben, als sie auf dem Weg zu ihrer vierjährigen Tochter sind, die im Krankenhaus liegt. Auch eine Beinamputation konnte das Leben von Stefanie Hajduk nicht mehr retten. Ihre vierjährige Tochter Danussia Hajduk überlebt als Einzige der Familie, wird - gegen den Willen der Oberin - von der Kinderkrankenschwester Heide H. gesund gepflegt und versorgt, die sie auch gerne nach dem Krieg als Pflege- oder Adoptivkind großgezogen hätte (ein Kinderbett hatte sie zu Hause schon aufgebaut) – bis das Kind von einem polnischen Onkel abgeholt wird. Bis heute ist kein Kontakt zu Danussia Hajduk mehr entstanden – heute (2021) ist sie bzw. wäre sie 80 Jahre alt.

Durch Luftangriffe getötet wurden u.a. auch die 42-jährige Polin Stanislava Boonk, die 42-jährige Polin Sislawa Förster, die 48-jährige Polin Anna Wierhus, der 37-jährige Pole Michael Klepatsch(Klepotsch?), die 34-jährige Russin Pascha Gerasimova, die 58-jährige Russin Iwana Bistrowa (Bustrowa?) - alle aus dem „Lager Berta“ -, zudem die 32-jährige Russin Helene Maximilka, die 22-jährige Estin Ledi Laherand, der 22-jährige Giorgi Swiridon sowie Archip Tschernjawinski, Alex Molkanov, Wasili Kuyerd, Josef Klopac, Paul Cibura und der Italiener Raffaele di Palma (aus anderen Schanzer- oder der Jutefabrik zugeordneten Lagern).

Im Stadtarchiv Ahaus sind vermerkt: „Umgekommene durch Bombenangriffe: „insgesamt 230 Menschen, davon 26 Ausländer, 15 männlichen und 11 weiblichen Geschlechts“.

Unter den Bombenopfern waren auch die Oberin des Krankenhauses, Schwester Erminhilda, und die Krankenschwester Gerharda van Delden, die Tochter von Willy van Delden.

Was geschah nach den Luftangriffen im Frühjahr 1945 mit den Zwangsarbeiter*innen?

„...Nach den Bombenangriffen wurden wir in eine große Schule hinter dem Krankenhaus einquartiert. In dieser Zeit hat sich keiner für uns interessiert. Beim nächsten Angriff wurde die Bäckerei zerstört. Der folgende Angriff hat uns dann schließlich zur Flucht aus der Stadt gezwungen. Einen ganzen Monat lang lebten wir in den Feldern und Wiesen, wobei wir aus den Blättern der Bäume Tee brühten und trockenes Brot aßen...“ (A. K.)

Auch viele ausgebombte Ahauser*innen flüchteten aus der Stadt, fanden aber im Gegensatz zu den Zwangsarbeiter*innen meist Unterschlupf auf Bauernhöfen. Viele Zwangsarbeiter*innen dagegen suchten überall nach Lebensmitteln, erbettelten oder stahlen sie sich oft, um zu überleben. Nach Aussagen des Ahausers Werner Hopp hatten die niederländischen Zwangsarbeiter, die als Schanzer in der Viehhalle

untergebracht waren, mit Betteleien in der Jahnstraße großen Erfolg. Für die Deutschen galten die weniger erfolgreichen Überlebensbemühungen der polnischen und sowjetischen Zwangsarbeiter*innen oft nur als Plünderungen, die scharf bestraft wurden, soweit das noch möglich war. So spricht auch Wilhelm Kohl in seinem Buch „Geschichte der Stadt Ahaus“ von 1980 nur von Plünderern, erwähnt den mit Diebstählen verbundenen Überlebenskampf der Zwangsarbeiter*innen gegen den Hunger mit keinem Wort.

Am 10. März 1945 ordnete der Landrat Sümmermann sogar an, dass plündernde Ausländer*innen aufgehängt oder erschossen werden sollten. Ein paar Tage später – am 19. März 1945 – ließ er mitteilen, dass „jedes fahrlässige Entweichenlassen (von Fremdarbeitern) als Beihilfe zur Gefangenenbefreiung zu bewerten“ sei. In vielen Gegenden waren Mordkommandos der Gestapo gegen herumziehende Zwangsarbeiter*innen gebildet worden – im Rombergpark in Dortmund z.B. richteten sie ein Massaker an.- Im Arnsberger Wald ordnete der SS-General Hans Kammler, der in Ahaus und Umgebung Kommandant der V2-Truppen war, noch im Frühjahr 1945 Massenerschießungen von Zwangsarbeiter*innen an, bevor er untertauchte.

Wie geschah die Befreiung und was geschah nach der Befreiung der Zwangsarbeiter*innen?

„...Eines Nachts wurden wir von deutschen Soldaten zusammengetrieben und in eine unbekannte Richtung gezerrt. Durch einen Flüchtling aus einer anderen Gruppe erfuhren wir, dass alle erschossen werden sollten. Unser Leben wurde durch einen englischen Flugzeugangriff gerettet, dabei flohen die deutschen Soldaten. Wir haben sofort die Gelegenheit erkannt. Aus Angst um unser Leben flohen wir die ganze Nacht laufend durch die Felder. Unsere Befreiung erfolgte am 1. April 1945 durch die englische Armee.

Alle Überlebenden wurden danach in die Stadt Bohotz (Bocholt, Stadtwaldlager!) gebracht, wo wir bis zum Herbst 1945 gelebt haben. In dieser Zeit hat sich herausgestellt, dass ich an Tuberkulose erkrankt bin. Ich bin zusammen mit meiner Tochter ins Krankenhaus eingeliefert worden, wo ich jedoch nicht vollständig genesen konnte. (Antonia Kunik lag vom 25.4. bis 26.5.1945 im Maria-Johanna-Hospital in Rees am Niederrhein, wie ein Attest bezeugt.) Das hat dazu geführt, dass ich nach der Rückkehr nach Polen wieder an Tuberkulose erkrankt bin. Dadurch wurden meine Knochen befallen mit dem Ergebnis, dass ich heute Invalide bin. Ich habe einen nicht ganz funktionsfähigen Arm und eine allgemein schlechte gesundheitliche Verfassung. Meine Rückkehr nach Polen erfolgte im November 1945 mit der Hoffnung, dass mein Mann noch lebt. Englische Soldaten haben uns bis nach Stettin gebracht. Mit Hilfe des Polnischen Roten Kreuzes habe ich meinen Mann gefunden, der sich im westlichen Gebiet Polens niedergelassen hat, wo wir einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb führen....“ (A. K.)

Nach dem Krieg waren die Zwangsarbeiter*innen freie Menschen, campierten erst in

freier Natur, zogen über Land und rächten sich auch hier und da an Deutschen, die ihnen Böses angetan hatten. Viele Deutsche hatten jetzt Angst vor den „Russen-Banden“, wie sie sie nannten. Auch Bischof Galen aus Münster schürte die Angst der Münsterländer durch vielerlei Beschwerden bei den Briten über die „entlaufenen Zwangsarbeiter*innen“.

Die sowjetischen Zwangsarbeiter*innen hatten aber meist noch ein zweites schweres Schicksal vor sich: Als sie in die „Heimat“ zurückkamen, wurden sie von Stalin als „Verräter*innen“ gesehen und wurden dafür jahrelang mit Verbannung und Lagerhaft in Sibirien bestraft. 200000 von ihnen waren in sowjetischen „Straflagern“.

Im Kindergarten des Canisiusstifts wurde im Mai 1945 auf Anordnung des britischen Kommandanten eine Pflegestation für durchwandernde ehemalige ausländische Gefangene und Zwangsarbeiter eingerichtet.

In vielen Ortschroniken, die nach 1945 entstanden, ist allerdings nicht von friedlich wandernden Gruppen, sondern von „marodierenden ausländischen Banden“ nach dem Krieg die Rede. Auch in der Weinhandlung Triep in Ahaus sollen befreite Zwangsarbeiter*innen gewütet und sich betrunken haben und von der Militärregierung verhaftet worden sein. Die Historikerin Gisela Schwarze schreibt dazu: *„Allein das Auftauchen dieser ausgehungerten, abgerissenen und unrasierten Männer löste bei Teilen der deutschen Bevölkerung Ängste aus, weil das Propagandabild des 'Untermenschen' stärker war als das Erbarmen.“* Schwarze spricht von nur ein bis zwei Prozent kriminellen Handlungen der Zwangsarbeiter*innen – weitaus mehr von ihnen hätten dabei mitgewirkt, Taten zu verhindern.

Der Regional-Historiker Gisgert Strottdrees meint zum Bild der plündernden Horden, das sich viele Deutsche machten: *„Es erleichtert das Verdrängen und Vergessen der Vorgeschichte, in der die 'Fremdarbeiter' eben nicht wenige Wochen lang Täter gewesen sind, sondern mehrere Jahre lang Opfer – und billige Arbeitskräfte, von deren Leistung, durch brutale Gewalt erzwungen, die meisten deutschen 'Volksgenossen' profitiert haben.“*

Schließlich sperrten die Siegermächte die ehemaligen Zwangsarbeiter*innen in sog. DP-Lager (Displaced-Persons-Lager), z.B. in das Baumberge-Lager bei Nottuln. Dort sollten sie durch Deutsche gepflegt werden – diese aber versorgten die Ausländer*innen nur unzureichend mit Lebensmitteln, so dass diese sich Lebensmittel selbst „organisierten“. Die Deutschen interessierten sich kaum für diese DP-Lager – kein Wunder, dass ein Konzert des Geigenvirtuosen Yehudi Menuhin im Juli 1945 im DP-Lager Greven fast unbemerkt von der Bevölkerung über die Bühne ging.

Was gab es an Entschädigungen nach dem Krieg für die Zwangsarbeiter*innen?

„...1993 habe ich als ehemalige Gefangene eine Entschädigung in Höhe von

2.600.000 Zloty (entspricht 250 DM) erhalten. Ausgezahlt wurde diese Summe aus dem Fond 'Pojednanie' (=Vereinigung). Die Summen sind so klein, da sehr viele Polen zu der Entschädigung berechtigt sind...“ (A.K.)

Zwangsarbeit wurde nach dem Krieg als „kriegswirtschaftliche Maßnahme“ abgetan und nicht als „NS-spezifische Verfolgung“ anerkannt. Dabei wurde schon im Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozess Zwangsarbeit als „Verbrechen gegen die Mensch(lich)keit“ bezeichnet.

An einzelne Staaten in Westeuropa (nicht direkt an die Betroffenen selber) sind nach dem Londoner Schuldenabkommen von 1953 pauschale Summen von der BRD gezahlt worden – insgesamt 900 Millionen DM, davon z.B. 70 Mill. DM an die Niederlande. Russland bekam erst 1992 eine Mrd. DM Entschädigungszahlung für NS-Opfer – aber russische Zwangsarbeiter gingen dabei noch leer aus.

Bis vor zwei Jahrzehnten hatten Zwangsarbeiter noch kein Recht auf Entschädigung. Kommunen und Betriebe zahlten höchstens „Gefälligkeitssummen“. So erhielt Antonia Kunik z.B. einmalig 1200 DM von der Firma van Delden. Holländische Zwangsarbeiter*innen erhielten 50 Gulden pro Jahr, hatten aber keinen Rentenanspruch.

Nach jahrelangen Auseinandersetzungen wurde vor etwa 20 Jahren von der Schröder-Regierung ein Entschädigungs-Fonds (Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“) gegründet, der ca. 5000 Euro als einmalige Zahlung für langjährige Zwangsarbeit bereithält. Das geht aber nur, wenn die Betroffenen wissen, dass sie einen Antrag stellen können, und wenn sie Belege beibringen können, was oft nicht gelang. Leider sind viele ehemalige Zwangsarbeiter*innen schon gestorben – Entschädigungszahlungen werden kaum noch gezahlt. Denn die Antragsfristen dafür sind längst ausgelaufen.

Ob Antonia Kunik noch Zahlungen aus diesem Stiftungs-Fonds erhalten hat, ist mir nicht bekannt. Die meisten Zwangsarbeiter*innen waren im hohen Alter sogar noch dankbar für das Geschenk aus Deutschland, betonten aber: *„Die Entschädigung, die der deutsche Staat zahlt, gibt mir meine zerstörte Gesundheit und meine Jugend nicht zurück. Aber trotzdem: Danke!“*

Mit welchen Worten endet der Brief von Antonia Kunik?

„...Während ich diese Erinnerungen zu Papier brachte, musste ich oft weinen. Doch ich will Ihnen versichern, dass ich dem deutschen Volk nichts nachtrage, da sehr viele deutsche Menschen dabei waren, die unsere Situation sehr gut verstanden und uns geholfen haben, diese für uns sehr schwere Zeit zu überdauern.

Herzliche Grüße Antonia Kunik“

Als sie ihren Brief schrieb, war Antonia Kunik 75 bis 80 Jahre alt. Ihr Sohn Marian und ihre Tochter Boguslawka, die die Zwangsarbeit in Ahaus als kleine Kinder erlebten und überlebten, sind heute (2021) über 80 Jahre alt (wenn sie noch leben).



Antonia Kunik mit Tochter Boguslawka, Sohn Marian und Mann – 1990er Jahre in Polen

Nahmen die meisten Deutschen wirklich Anteil an dem Schicksal der Zwangsarbeiter*innen?

Verborgen geblieben sind den Deutschen die Zwangsarbeiter*innen jedenfalls nicht – nicht jeder mag von der Maschinerie der Konzentrationslager gewusst haben, aber fast bei jedem gab es eine/n Zwangsarbeiter*in oder ein Zwangsarbeiterlager in der Straße oder um die Ecke. Der vielgehörte Satz nach dem Krieg „Wir haben davon nichts gewusst“, ist – was die Millionen von Zwangsarbeiter*innen angeht – eine Lüge oder Notlüge.

Zur Anteilnahme der Deutschen am Schicksal der Zwangsarbeiter*innen schreibt der Historiker Ulrich Herbert: *„Die meisten Deutschen zeigten wenig Interesse am Schicksal der Ausländer, beteiligten sich weder an Misshandlungen noch sympathisierten sie mit den Ausländern: Man hatte genug mit sich selbst zu tun. Das Elend der anderen verlor seine Exklusivität, je elender das eigene Leben wurde; die Sorge um das eigene Überleben ließ nicht mehr viel Platz, das Massenelend der Fremdarbeiter mehr als nur zur Kenntnis zu nehmen ... Die Praktizierung des Rassismus wurde zur alltäglichen Gewohnheit, ohne dass sich der einzelne daran in Form aktiver Diskriminierung oder Unterdrückung beteiligen musste.“*

Das fehlende Unrechtsbewusstsein gegenüber dem Arbeitseinsatz der Ausländer*innen hatte aber seiner Meinung nach noch einen anderen Grund: *„Wenn die Ehemänner und Söhne an der russischen Front Europa vor dem Bolschewismus bewahrten, schien es nur legitim zu sein, dass Kriegsgefangene und ausländische Zivilarbeiter auch unter Zwang die verwaisten Arbeitsplätze besetzten.“*

Wenn dann Angehörige an der Ostfront gefallen waren, mutierten die Zwangsarbeiter*innen oft zu „Sündenböcken“ und wurden oft besonders grausam behandelt.

Nur auf manchen Bauernhöfen gab es hier und da (verbotene) freundschaftliche Beziehungen zwischen Bauernfamilien und Zwangsarbeiter*innen – christliches

Mitleid überwog dann staatlich verordnete rassistische Ideologie.

Hat die katholische Kirche den Zwangsarbeiter*innen geholfen?

Die Kirche als Institution hat sich für die Zwangsarbeiter*innen kaum eingesetzt. Bischof Galen erlaubte es zwar, dass Zwangsarbeiter*innen in kirchlichen Einrichtungen (z.B. im Canisiusstift in Ahaus) untergebracht und versorgt wurden. Auch setzte er sich für die Seelsorge und für Messen der katholischen Zwangsarbeiter*innen aus Polen ein. Aber ein öffentlicher Anwalt der Zwangsarbeiter*innen war er nicht – den Einsatz wie für geistig Behinderte zeigte er nicht.

Das führte dazu, dass er nach dem Krieg in einem Schreiben an den regierenden englischen Militärkommandanten vom 17. Mai 1945 den Ausländereinsatz verharmloste, indem er seine katholischen Untertanen von jeglichem Unrecht freisprach: *„Nicht unsere katholische Bevölkerung hat die Fremdarbeiter ins Land gerufen. Sie hat sie durchweg gut behandelt und gepflegt und hätte wohl deren Dankbarkeit verdient.“*

Anders als ihr Bischof setzten sich einige Priester mutig für die Zwangsarbeiter*innen ein: 20 Priester aus der Diözese Münster wurden von der Gestapo vorgeladen. Einige hatten Pol*innen Brot und Zigaretten gegeben - Dechant August Wessing aus Hoetmar besorgte Kleidung für ein russisches Mädchen, wurde von einem Polizisten denunziert und fand dafür den Tod im KZ Dachau. Andere predigten von der Kanzel die Feindesliebe – so wurde z.B. Pater Elpidius (Josef Markötter, geb. in Südlohn) nach einer Predigt in Warendorf von einem jungen Mädchen bei der Gestapo denunziert, nach Dachau gebracht und ermordet. Wegen dauernden freundschaftlichen Verkehrs mit Zwangsarbeitern wurde auch der Priester Hermann Scheipers nach Dachau deportiert, überlebte das Lager aber und starb erst vor einigen Jahren mit fast 100 Jahren in seinem Heimatort Ochtrup.

Vergessen werden sollte auch nicht, dass einzelne Krankenschwestern, z.B. im Krankenhaus Ahaus, sich sehr um kranke Zwangsarbeiter*innen gekümmert haben. (Berühmt geworden für ihren Einsatz für Zwangsarbeiter*innen ist Schwester Euthymia in Münster.)

Zusammenfassung: Hermann Löhring

Literatur/Quellen:

Elke Große Vorholt: „...wir waren nicht freiwillig hier!“ Zwangsarbeit und Arbeitserziehung in der Westfälischen Jutespinnerei und Weberei Ahaus, hrsg. von der VHS Ahaus - Münster 2001

Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reichs, Bonn 1999

Bernhard Frings/Peter Sieve: Zwangsarbeit im Bistum Münster, Münster 3003

Nikolai Karpow: Der kleine Ostarbeiter, Münster 2003

Rudolf Hegemann: Die Firma und Familie van Delden Ahaus, hrsg. vom Heimatverein Ahaus - Ahaus 2016

Winfried Grunewald u. Ingeborg Höting: Zwangsarbeit im Westmünsterland – Dokumente, Akten, Aussagen - Borken 2004

Material-Akte von Elke Große Vorholt (mit Zeitzeugenberichten) im Stadtarchiv Ahaus

Private Recherche-Unterlagen für den Zwangsarbeiter-Rundgang von Hermann Löhring